Dorothee Wierling

Wie (er)findet man eine Generation? Das Beispiel des Geburtsjahrgangs 1949 in der DDR

Anfang der 90er Jahre begann ich, mich für die Erfahrungen meiner eigenen Altersgruppe in Ostdeutschland zu interessieren. Daraus ist eine Studie über den Geburtsjahrgang 1949 entstanden und eine These über die erste Nachkriegsgeneration in der DDR¹. Der folgende Text versucht in knapper Form, diesen Forschungsprozeß zu skizzieren.

Der Begriff der *Generation* ist 1928 in bis heute anregender Weise von Karl Mannheim problematisiert worden². Folgt man Mannheim³, so muß zwischen Geburtskohorten, also den eher technisch und meist an metrischen Zeitrhythmen orientierten Altersgruppen einerseits, und Generationen andererseits unterschieden werden. Anders als Kohorten, die lediglich quantitative Größen sind, konstituieren sich Generationen qualitativ durch ihren besonderen Ort in der Geschichte und eine besondere Erlebnisschichtung. Eine Altersgruppe als Generation zu identifizieren, erfordert, sie als solche zu begründen.

In einem Sammelband zu Generationen und Generationskonflikten in Deutschland hat der britische Herausgeber beides zu auffälligen Phänomenen gerade der deutschen Geschichte erklärt⁴. Zum Teil leitet er dies ab aus den extremen und häufigen politischen und systemischen Brüchen vor allem der deutschen Zeitgeschichte. Aus seiner Einleitung in das Problem, aber auch aus anderen Darstellungen zu Generationen in Deutschland wird dabei deutlich, daß Generationen häufig nicht so sehr über eine bestimmte Erlebnisaufschichtung im Mannheim'schen Sinne, sondern über ein zentrales, dramatisches Ereignis oder einschneidende Erfahrungen in der *Jugendphase* in die Geschichte eingehen: die sog. Generation von 1914, die Flakhelfergeneration, die 68er-Generation. Jugend und Adoleszenz gelten insofern als die eigentliche Phase der Generationswerdung, als hier erstmals „die Welt“ betreten, kritisch erfahren und angeeignet wird – in der

¹ *Dorothee Wierling*, Geboren im Jahr Eins. Der Geburtsjahrgang 1949 in der DDR (Berlin 2002).

² *Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, in: *ders.*, Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk, hrsg. von *Kurt H. Wolff* (Neuwied, Berlin 1970) 508–565.

³ S. dazu den Beitrag von J. Zinnecker im vorliegenden Band!

⁴ *Mark Roseman* (Hrsg.), *Generations in Conflict. Youth Revolt and Generation Formation in Germany 1770–1968* (Cambridge 1995).

Regel in Absetzung von bzw. im Konflikt mit der wichtigsten Referenzgeneration, derjenigen der Eltern und Erzieher.

Ein solcher Bezug auf Mannheim verweist nicht nur auf die Fruchtbarkeit seines Ansatzes für die historische Erforschung von Generationalität, sondern auch auf die engen Grenzen seines Konzepts; denn in der Tat geht es Mannheim vor allem um Jugend als prägende Phase, wenn er von Erlebnisaufschichtung spricht, und im engeren Sinne um männliche Jugend, insbesondere um diejenige der bürgerlichen, vor allem bildungsbürgerlichen Schichten. Hier suchte er nach den Generationseinheiten, die nicht nur als besondere gesellschaftlich geprägt waren, sondern auch ihrerseits in der Lage sein würden, prägend auf Gesellschaft, d.h. auf Geschichte zu wirken.

Es fehlt nicht an Versuchen, die deutsche Zeitgeschichte als Abfolge bestimmter Generationen in diesem oben skizzierten Sinne zu beschreiben⁵. In jeder dieser Bestimmungen von „Generationsgestalten“ und Generationsabfolgen aber handelt es sich um eine Generationsstiftung, entweder von innen, aus der entsprechenden Altersgruppe selbst, wie im Fall der sog. '68er – oder von außen, d.h. durch Soziologen oder Historiker. Generationen ergeben sich nicht einfach aus der Geschichte, sondern bilden auch ein historisches Konstrukt. Allerdings lassen sie sich kaum willkürlich konstruieren, bzw. können als solche zwar einen kurzlebigen Diskurs prägen, aber nicht wirklich in die Geschichte eingehen⁶.

Im Zentrum des Interesses an Generationen (in) der DDR standen einerseits die jüngsten Erwachsenen, diejenigen also, die das Scheitern des Systems herbeigeführt und die DDR aufgeben hatten. Sie galten zugleich als diejenigen, die sich am ehesten in die gesamtdeutsche Nation integrieren wollten und konnten⁷. Das historische Interesse an der DDR selbst konzentrierte sich dagegen auf die sog. Aufbaugeneration, d.h. einerseits diejenigen, die aus der Weimarer Republik stammten und als antifaschistische Widerstandskämpfer bzw. im Exil den Nationalsozialismus überlebt hatten. Sie hatten jene kleine Elite gebildet, die bis zuletzt die eigentlichen Führungspositionen in der DDR innehatte⁸. Andererseits umfaßt der Begriff der Aufbaugeneration auch jene, die in den 20er Jahren geboren, das

⁵ Einflußreich wurden zwei solcher Versuche, die bei allen Unterschieden im Ansatz doch auf eine deutsche Generationengeschichte des 20. Jahrhunderts abzielen. *Walter Jaide*, *Generationen eines Jahrhunderts* (Opladen 1988); und *Helmuth Fend*, *Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert* (Frankfurt a. M. 1988).

⁶ Als Beispiel für eine solche, kurzfristige und modische Prägung vgl. *Florian Illies*, *Generation Golf* (Berlin 2000); oder in den USA die Erfindung der sog. Generation X. Nicht verwunderlich ist es, daß solche Generationsstiftungen häufig an bestimmte Konsummuster bzw. Konsumgüter gebunden werden.

⁷ *Werner Hennig*, *Walter Friedrich* (Hrsg.), *Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende* (Weinheim 1991); *Walter Friedrich*, *Hartmut Giese* (Hrsg.), *Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in der DDR in den achtziger Jahren* (Opladen 1991).

⁸ *Catherine Epstein*, *The Production of „Official Memory“ in East Germany: Old Communists and the Dilemma of Memoir Writing*, in: *Central European History* 32 H. 2 (1999) 181–201.

Kriegsende als Jugendliche oder junge Erwachsene erlebten und in den Aufbau eines sich antifaschistisch-demokratisch nennenden Gemeinwesens einbezogen werden konnten – die sog. HJ-Generation⁹. Sie bildeten am Ende der DDR die Mehrheit der ZK-Mitglieder; potentielle Nachfolger Honeckers gehörten dieser Generation ebenso an wie die kulturelle Elite der DDR. Als Altersgruppe stellten sie die Masse des lokalen und betrieblichen Führungspersonals seit den 60er Jahren. Zur biographischen Konstruktion dieser Aufsteigergeneration gehörten der Zusammenbruch des Nationalsozialismus und der Aufbau des Sozialismus als Bekehrung, Reinigung und Wiedergutmachung¹⁰.

Neben der Identifikation solcher für die DDR paradigmatischen Generationen hat es auch andere Versuche gegeben, die Geschichte der DDR im Lichte unterschiedlicher Generationslagen zu verstehen bzw. die Bedeutung der DDR-Erfahrung für verschiedene Generationen genauer zu bestimmen. Hierzu gehören Versuche, Generation und DDR-Bindung aufeinander zu beziehen¹¹. Hartmut Zwahr kommt im Rahmen eines Geburtskohortensystems, das sich auch hier in Dekaden unterteilt, zwar zu einer qualitativen Bestimmung von Generationen, führt dies aber eigentlich nur für zwei solcher Gruppen aus: die Geburtsjahrgänge der 20er Jahre, also die HJ- bzw. FDJ-Aufbaugeneration; und die Geburtsjahrgänge der 30er Jahre, also die letzte Friedensgeneration. Über die Kinder des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit sagt er fast gar nichts, und die Geburtsjahrgänge 1950 bis 1988 (!) faßt er pauschal unter dem Begriff: „eigentliche Kinder der Republik“¹² zusammen. In diesem Kontext den Mauerbau und den August 1968 als zentrale Marksteine der politischen Erfahrung zu benennen reicht offensichtlich nicht aus, um die Prägungen dieser Jahrgänge auch nur anzudeuten.

Durch eine differenziertere Perspektive könnte der DDR ein Stück Geschichtlichkeit zurückgegeben werden – und zwar sowohl im Hinblick auf die innere Differenzierung ihrer eigenen Geschichte als auch im Hinblick auf ihre Integration in die deutsche Zeitgeschichte. Dafür scheint ein Ansatz, der nach der Erfahrung ver-

⁹ Dorothee Wierling, *The Hitler Youth Generation in the GDR. Insecurities, ambitions, and dilemmas*, in: Konrad Jarausch (ed.), *Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR* (New York, Oxford 1999) 307–324.

¹⁰ Siehe die entsprechenden Porträts in Lutz Niethammer, *Alexander von Plato, Dorothee Wierling, Die volkseigene Erfahrung. Zur Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR* (Berlin 1991). Systematischer zur sog. HJ-Generation in der DDR Alexander von Plato, *The Hitler Youth Generation and its Role in the Two Postwar German States*, in: Mark Roseman, *Generations in Conflict* 210–226. Dorothee Wierling, *The Hitler Youth Generation* (wie Anm. 9).

¹¹ Vgl. vor allem den Text von Bernd Lindner in diesem Band. Kerstin Harnisch, *Lebenswege und Lebenschancen. Biographien aus drei Generationen der DDR-Gesellschaft*, in: Gerd Meyer (Hrsg.), *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland* (Jena 1992) 102–127; Dietrich Mühlberg, *Die '68er und wir, oder: Wer waren die '68er im Osten*, Vortrag Humboldt-Universität 9. Juni 1998, unveröffentlichtes Manuskript; Hartmut Zwahr, *Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. Mit Exkursen zu Ausreise und Flucht sowie einer ostdeutschen Generationenübersicht*, in: *Sozialgeschichte der DDR* 426–465, bes. 447ff.

¹² Ebd. 451.

schiedener Altersgruppen im Vergleich fragt, produktiv zu sein. Die bisher umfassendste Studie zum Kohortenvergleich in der DDR liegt aus dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung vor¹³. In ihr werden vier verschiedene Geburtskohorten, die Geburtsjahrgänge 1929/31, 1939/41, 1951/53 und 1959/61 miteinander verglichen, und zwar im Hinblick auf ihre „Lebensverläufe“, d. h. vor allem Ausbildung, Berufsverläufe und Familiengründung. Die Autor/innen sind in der Lage, die durchaus unterschiedlichen, kohortenspezifischen Grade und Weisen der Prägung durch institutionelle und strukturelle Rahmenbedingungen in der DDR aufzuzeigen. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen von Reglementierung versus Handlungsspielräumen sowie Probleme sozialer Ungleichheit. So interessant die Ergebnisse im Einzelnen sind, so begrenzt sind sie aber auch im Hinblick auf die Subjektivität und Erfahrungsaufschichtung der historischen Subjekte. Dies ist einerseits einer bewußten Entscheidung der Autoren im Hinblick auf Methoden und Fragestellungen geschuldet, was hier nicht weiter kritisiert werden soll, andererseits aber auch dem fehlenden Versuch, so etwas wie ein Generationenprofil herzustellen – durch systematische Verknüpfung der verschiedenen Untersuchungsaspekte¹⁴.

Mit meiner Entscheidung, den Geburtsjahrgang 1949 zum Ausgangspunkt meiner Geschichte zu nehmen, sollte im Vorab keine Generation im emphatischen Sinne gestiftet werden. Vielmehr sollte die *Frage* nach einer solchen Nachkriegsgeneration einen neuen Zugang zur Geschichte der DDR eröffnen. Ob es diese Generation wirklich gegeben hat und worin ihre „Gestalt“ besteht, konnte also erst am Ende des Projekts beantwortet werden.

Die Angehörigen des Jahrgangs 1949 in der DDR als Vertreter einer möglichen Generation zu untersuchen, hieß fragen: Worin bestand deren Reichweite und gemeinsame Lage, worin ihre Erlebnisaufschichtung? Welcher mögliche Generationenzusammenhang entstand hieraus, und wer war davon erfaßt? Welches waren formende Ereignisse und Erlebnisse, und in welcher biographischen Phase traten sie auf? Welches war die Referenzgeneration der '49er, und in welches Verhältnis setzten die Nachkriegsgeborenen sich zu dieser Elterngeneration? Gab es zentrale, besonders prägende Erfahrungen oder Einschnitte, also solche, die der Generation ihren Namen geben könnten? Entstanden in diesem Rahmen Generationseinheiten, und welche Antwort gaben sie auf die Herausforderungen der historisch-gesellschaftlichen Umwelt? Die wichtigste Frage aber ist: Gab es in der DDR überhaupt eine Nachkriegsgeneration im qualitativen Sinn? Inwieweit lagen Elemente von – innerer oder äußerer – Stiftung vor und wie erfolgreich (historisch mächtig) waren diese Konstruktionen?

Der Impuls dieser Arbeit war also nicht die Suche nach einer Generation, und das Ergebnis der Arbeit besteht auch nicht in ihrer Stiftung. Vielmehr ergaben sich

¹³ Johannes Huinink, Karl-Ulrich Mayer u. a. (Hrsg.), Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach (Berlin 1995).

¹⁴ Ebd. bes. Heike Solga, Die Etablierung einer Klassengesellschaft in der DDR: Anspruch und Wirklichkeit des Postulats sozialer Gleichheit 45–88; und Johannes Huinink, Karl-Ulrich Mayer, Heike Trappe, Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe, in: Huinink u. a., Kollektiv und Eigensinn 89–143.

im Laufe des Forschungsprozesses Erfahrungs- und Deutungsmuster des untersuchten Jahrgangs, die auf die Möglichkeit einer Generation verweisen, und ich möchte im folgenden diese Muster einerseits darstellen, andererseits Vorschläge dafür machen, in welchem Sinne und mit welcher Reichweite hier von einer Generation gesprochen werden kann.

Die Wahl des Jahrgangs 1949 als Untersuchungsgegenstand erklärt sich aus vier Zusammenhängen: Zum einen suchte ich nach einer Altersgruppe, die keinerlei gesellschaftliche und politische Erfahrungen vor und außerhalb der DDR-Kontextes gemacht hatte. Damit sollte ein Vergleich möglich werden zu den Erfahrungen jener zwischen 1900 und 1930 geborenen Aufbaugeneration der DDR, die wir 1987 in der DDR lebensgeschichtlich interviewt hatten. Um die biographischen Erfahrungen des Nachkriegs sinnvoll aufeinander beziehen zu können, war es notwendig, sich dabei auf einen einzigen Jahrgang zu konzentrieren, weil etwa die Bedeutung des Mauerbaus sich für ein Kind von sechs Jahren sicher anders darstellte als für einen Jugendlichen von sechzehn Jahren. 1949 bot sich dabei als Stichjahr an, weil es Versuche der politischen Führung gab, die 1949er zum symbolischen Jahrgang zu machen, zur Personifizierung der DDR selbst und zur vorläufigen Krönung ihrer Erziehungsanstrengungen. 1989 war der Jahrgang 1949 vierzig Jahre alt, also in der Lebensmitte, von der aus sich die Wende als besonders problematisch bzw. ambivalent herausstellen mochte – und schließlich würde es sich beim Jahrgang 1949 fast um mir Gleichaltrige handeln, ein Zusammenhang, von dem ich mir besondere Erkenntnisimpulse versprach.

Das mir zur Verfügung stehende Quellen-Material umfaßte einmal Archivbestände derjenigen Institutionen, die mit der Versorgung, Verplanung, Erziehung, Beobachtung, Kontrolle und Sanktionierung des Jahrgangs befaßt waren – von den zuständigen Ministerien über die verschiedenen Organisationen bis zur SED als Zentrale der Herrschaft. In diesem Material wird besonders deutlich, wie sich die Führung die Entwicklung und Haltung der 1949er vorstellte und mit welchen Mitteln sie diese zu verwirklichen suchte – allerdings sprechen diese Quellen auch von den Hindernissen und Widerständen und schließlich von der Enttäuschung über das Ausbleiben der entworfenen Figur des Neuen Menschen der Nachkriegszeit. Zum anderen handelt es sich um lebensgeschichtliche Interviews mit 22 Angehörigen des Jahrgangs, die sich über diese einzige Gemeinsamkeit hinaus so weit wie möglich unterschieden und die mir in Gesprächen von durchschnittlich sechs Stunden Mitte der 90er Jahre ihr Leben erzählten. Aus diesen Texten gehen vor allem die Deutungen und Selbstdeutungen hervor, die im nachhinein, also nach dem Ende der DDR, den Blick auf die erlebte Vergangenheit bestimmen.

Am Ende meiner Arbeit, die dem Jahrgang 1949 bis in die Gegenwart folgte, zeigten sich wichtige Gemeinsamkeiten in den Bedingungen des Aufwachsens, im Aufbau von Erfahrungsschichten, also Gemeinsamkeiten des Erlebens, der Deutung und des Erzählens, allgemeiner: der Subjektivität. Diese Gemeinsamkeiten sollen im folgenden zusammenfassend dargestellt werden. Sie verweisen auf den Kern dessen, was man die Kollektivbiographie der 1949er bezeichnen könnte, oder, in den Formulierungen Mannheims, auf die Generationslage und den Gene-

rationszusammenhang. Danach muß freilich auch nach den Unterschieden gefragt werden und nach den Faktoren, die solche Unterschiede vor allem herstellen.

Als Ausgangspunkt der Biographien kann ich eine Geburtskonstellation beschreiben, die von der Präsenz der *Vergangenheit* bestimmt ist: in materieller sowohl als in mentaler Hinsicht. Die 1949 Geborenen waren virtuelle Kriegskinder, die in einer Gesellschaft aufwuchsen, in der vieles sie täglich an jenen Krieg erinnerte, den sie zwar selbst nicht mehr erlebt hatten, von dem aber alle und alles noch geprägt waren. Die Eltern waren noch geschlagen und geschwächt. Bindung an die Eltern hieß Bindung an die Vergangenheit – und Aufmerksamkeit für die Geschichten, die über diese Vergangenheit erzählt werden. In ihnen sind die Eltern Opfer, und ihr Opferstatus verbindet sich in zweifacher Hinsicht mit der offiziellen Politik: In der antifaschistischen Erzählung lassen sich die Eltern als Opfer unterbringen, auch wenn sie keine Opfer gebracht haben; und sie bleiben auch in der neuen Zeit, in der das Kind aufwächst, die Angestregten, die Überarbeiteten, die Abhängigen und Unterdrückten, selbst da, wo sie scheinbar an der Macht teilhaben. Vor allem dem Staat waren die Mittel in die Hand gegeben, das Versprechen einer besseren *Zukunft* einzuhalten. Diese Zukunft war ein Geschenk an die Kinder, und zugleich sollten sie sich selbst zu einem Geschenk für das Ganze entfalten – eine Last, die aber auch stolz machte. Im Bildungsprogramm der frühen DDR wurden solche Zukunftsentwürfe scheinbar eingelöst oder doch in den Bereich des Möglichen gerückt.

In den 60er Jahren schien sich dieses wechselseitige Vertrauensverhältnis zunächst weiter zu entfalten. Während die Kinder den Mauerbau noch nicht als eine persönliche Einschränkung empfanden, sondern eher von der Kriegsangst der Eltern und deren Zorn über den Einschluß geprägt waren, begann die SED wenig später eine groß angelegte Modernisierungsoffensive, die sich schwerpunktmäßig auf die 14–18jährigen, also einerseits die nach dem Krieg Geborenen, andererseits an die Altersgruppe, vor allem deren männlichen Teil richtete, die von jeher die Aufmerksamkeit autoritärer Regierungen auf sich zog. Was sich schon in informellen Kindergruppen angedeutet hatte, nahm nun bedrohlichere Formen an: die Lust an autonomer Vergemeinschaftung und an öffentlicher Selbstdarstellung, überhaupt die provokative Besetzung der Straße als öffentlichen Raum, was eine bewußte Regelverletzung darstellte. Dazu gehörten der offensive Konsum westlicher Musik und die Zurschaustellung westlicher Kleidungs- und Frisurenstile. Die aggressive Politisierung dieses Verhaltens von oben und das gefährliche, aber lustvolle Spiel mit der politischen Drohung von unten bestimmten die wechselseitige Wahrnehmung im Alltag auch über die unmittelbar an solchen Konflikten Beteiligten hinaus. In der kurzen Phase aufgeklärterer Jugendpolitik zwischen 1963 und 1965 hatte man die Autonomiewünsche der Jugend einerseits als natürliche biographische Phase anerkannt, andererseits aber für den sozialistischen Aufbau und die gesellschaftliche Fortschrittsdynamik nutzbar machen wollen. Aber es war unmöglich, jugendliche Kräfte zugleich freizusetzen und zu disziplinieren oder den Freiheitsraum der Jugendlichen wirksam einzuschränken. Im Freizeitbereich geriet die politische Führung am deutlichsten an ihre Grenzen. Zugleich

aber erfuhr die untersuchte Kohorte hier ihre Brechung, ihre Zubereitung als kontrollierte, disziplinierte, gedemütigte und ins Private abgedrängte Jugend. Im Bereich der Bildung, Ausbildung und der Berufslenkung dagegen ging der Fortschrittsdiskurs weiter. Hier wurden die Versprechen, die den Kindern gemacht worden waren, scheinbar eingelöst. Noch gab es kaum Beschränkungen bei der Zulassung zur Erweiterten Oberschule, noch standen den Jugendlichen zwar nicht alle, aber doch viele Wege offen in Berufe, die sich mit den scheinbar unendlichen technischen Möglichkeiten als zukunftsweisend anboten. Anders als in den 50er Jahren, wo diese Zukunft sich noch mühselig „aus Ruinen“ herausquälen mußte, waren die 60er Jahre, als der Jahrgang 1949 seine Jugendphase durchlief, fast ganz „der Zukunft zugewandt“. In einer Art geheimer Verabredung einigten sich gegen Ende der 60er Jahre Jugend und Staat darauf, diese Zukunft vorwiegend im Sinne technischer, materieller und sozialer „Errungenschaften“ zu erhoffen bzw. zu versprechen. Von der Einhaltung solcher ökonomistischer und technokratischer Zukunftsversprechen würde die Anpassungsbereitschaft der späteren Erwachsenen abhängen.

Während die 70er Jahre zunächst von der persönlichen Etablierung und damit von Aufbruch und Zukunft bestimmt waren: Prüfungen wurden bestanden, Ehen geschlossen, Kinder gezeugt, erste Stellen angetreten, erste Wohnungen bezogen – stellten sich in der Sphäre der Arbeit zugleich die ersten Enttäuschungen ein: Das Leben, in das man so hoffnungsfroh eingetreten war, hatte wenig zu tun mit den gemachten Versprechungen. Wo die Arbeit als Tätigkeit enttäuschte, wurden die Arbeitsbeziehungen zum Ersatz. Nicht in der Produktivität oder Rationalität der Arbeit, sondern in der Kollegialität und Solidarität der Arbeitsgruppe wurden Sinn und Befriedigung gesucht und nicht selten gefunden. Die höher Qualifizierten dagegen hatten mehr erwartet: Sie sollten und wollten ja nicht nur arbeiten, sondern leiten. Die Leitungsebene war weitgehend verschlossen, weil der Ausbildung kaum qualifizierte, besetzbare Stellen entsprachen, denn diese waren meist von Angehörigen der aufgestiegenen HJ-Generation besetzt – die Leitungstätigkeit selbst stieß auf dieselben Unzulänglichkeiten der sozialistischen Arbeitswelt, mit denen sich auch die Arbeiter herumzuschlagen hatten. Es ist diese Diskrepanz zwischen in den 60er Jahren aufgebauten Erwartungen einerseits und realen Möglichkeiten der 70er Jahre andererseits, die den Jahrgang 1949 und die benachbarten Jahrgänge stärker trafen als die Älteren und die Jüngeren. Aus dieser Enttäuschung erwuchs eine Haltung der Indifferenz, mit der Zukunft vorwiegend privatisiert, d. h. auf den Bereich der Familie und die persönlichen Lebensumstände bezogen wurde. Für einige wird und bleibt die SED jedoch eine Instanz, der sie sich dankbar oder gehorsam zur Verfügung stellen, mit deren Hilfe sie an jenen Sinn-erwartungen festhalten, die ihnen in der Kindheit mitgegeben worden sind. Andere wagen den Ausstieg, bevor das Leiden an der Enttäuschung zu groß wird. Es sind diejenigen, die, mehr noch als die SED-Genossen, das Projekt nicht aufgeben, sondern in die Hand nehmen wollen. Ihr unbewußter Bezugspunkt ist das Jugendkommunique von 1963: Hausherren wollen sie sein. Ansonsten bleiben noch Träume, von denen die meisten in den Westen führen.

In der Bilanz wird das Leben von den meisten dennoch als sinnvoll reflektiert, anders als in den veröffentlichten Schlagworten von den Leben, die „umsonst“ gelebt worden seien. Der biographische Sinn stellt sich als übergreifendes Muster des Jahrgangs 1949 vor allem in Form des irgendwie doch geglückten Lebens her: wie man versucht hat, die Chancen zu nutzen, die die DDR einem bot, und dennoch man selbst zu bleiben, d. h. die Zumutungen der Politik zu vermeiden, oder aber sich mit ihnen zu identifizieren; wie man es trotz aller materiellen Beschränkungen dennoch zu einem guten Leben gebracht hat; wie es gelungen ist, privates Glück zu finden, oder doch hätte gelingen sollen; wie man den Auftrag, unter dem man aufwuchs, also doch irgendwie erfüllt hat, wenn auch nicht im pathetischen Sinn, in dem er vom Staat aufgegeben wurde; wie man schließlich im Leben vor 1989 genug Potential geschaffen hat, um einen bescheidenen neuen Anfang zu wagen. Solcher Lebenssinn wurde formuliert als Gegenrede zum Scheitern eines Systems, das zum Anlaß wurde für das Erzählen der eigenen Geschichte. Es ist also eine Weise der Selbst-Behauptung gegen die Identifikation mit diesem Scheitern.

Hinter solchen allgemeinen biographischen Behauptungsversuchen angesichts des Zusammenbruchs der DDR zeichnen sich Erfahrungen ab, die über den Geburtsjahrgang 1949 hinaus für eine größere Altersgruppe Geltung haben, so daß ich am Ende meiner Arbeit von einer ersten Nachkriegsgeneration der DDR sprechen kann. Aber in welchem Sinne trifft „Generation“ zu, und welche Jahrgänge umfaßt sie? Entscheidend ist das Ende des Krieges. Dieses erlaubt erst die Hoffnung und Zuversicht, die in die neue Generation, die wirklich Nachgeborenen, investiert werden. Das Kriegsende ist die eigentliche, notwendige Basis dessen, was ich den Glücksauftrag an die nachgeborene Generation nennen möchte. Wichtig ist aber auch die Nähe zum Krieg, seine Präsenz in der Gesellschaft, in der das Kind aufwächst, bestimmt durch die materiell sichtbaren Folgen des Krieges und diejenigen, die sich in die Körper und die Psyche der Erwachsenen eingeschrieben haben und aus ihnen abgelesen werden können. Aus dieser These ergibt sich eine Begrenzung nach hinten bis zu denjenigen, die in der Mitte der 50er Jahre geboren wurden.

Zweites Kriterium ist das Erlebnis der Pubertät in den 60er Jahren. Es sind die besonderen Bedingungen, unter denen die kindlichen Autoritätsbindungen gelöst werden wollen und jugendliche Autonomiebestrebungen in den Vordergrund treten. Damit verbunden sind in der Regel – d. h. im Idealverlauf der Adoleszenz in der Moderne – eine Ablösung vom Elternhaus und der aktive Eintritt in die weitere Gesellschaft. Anders als die 50er Jahre, in denen die Repression stark, aber nicht umfassend war und in der der Westen noch eine reale Alternative darstellte, und anders als die 70er Jahre, in denen eine pragmatischere Jugend- und Kulturpolitik mehr Freiräume ließ, stellen die 60er Jahre im engeren Sinne die Phase der Erziehungsdiktatur der DDR dar; erst jetzt gelang es der Führung, ihre Institutionen flächendeckend auszubreiten, erst jetzt gelang die vollständige Ablösung der älteren durch die repolitisierte HJ-Generation in den Erziehungsinstitutionen. Zugleich blieb ein hoher Erziehungsanspruch bestehen, der nach seinem offensichtlichen Scheitern Mitte der 60er Jahre zunächst in Mißtrauen und Feindselig-

keit gegenüber der Jugend umschlug. Die Jahrgänge 1945 bis 1955 waren in ähnlicher Weise von dieser Politik betroffen. Sie waren auch diejenige Altersgruppe, die am ehesten in einen Generationenkonflikt verwickelt war, der weniger familiär als öffentlich ausgetragen wurde: gegenüber jenen Erwachsenen, die ihren Status durch die Nachgeborenen bedroht sahen, vor allem aber gegenüber den öffentlichen Autoritäten, die zwar weitgehend der Generation der Eltern angehörten, aber gegenüber den Jugendlichen den autoritären Staat verkörperten bzw. in der latent unangepaßten Jugend eine Gefahr auch für ihre Macht witterten.

Schließlich sind es diese Jahrgänge, die in besonderer Weise von der Diskrepanz zwischen Zukunftsversprechen und Zukunftsblockaden betroffen sind. Aufgewachsen in der Selbstverständlichkeit unbegrenzter Entwicklungsmöglichkeiten, erwarteten sie Optionen, mit denen die Älteren noch nicht, die Jüngeren nicht mehr rechneten. Die Blockaden der 70er Jahre sind aber nicht einfach Ergebnis der Schließung der Aufstiegskanäle, sondern ebenso der Selbstverschließung gegenüber dem Aufstieg. In der gelassenen Erwartung einer sicheren Zukunft galt den Kindern der Aufstieg in Nachfolge der Eltern zwar als ein Projekt, um das zu kämpfen sich lohnte. Sie waren aber, nicht zuletzt geschult am Beispiel ihrer Eltern, aufmerksamer für die damit verbundenen Kosten.

Dennoch wäre es falsch, die Jahrgänge 1945 bis 1955 als die erste entpolitisierte, nur am pragmatischen Konsens orientierte Generation zu bezeichnen. Vielmehr geht die Bindung an den pathetischen Anfang der DDR nie ganz verloren und wird durch deren dramatisches Ende noch einmal belebt. Dazu gehört, daß es sich bei der ersten Nachkriegsgeneration zugleich um die letzte DDR-Generation handelt, die vom Antifaschismus noch beeindruckt und innerlich berührt scheint. In ihrer Kindheit wird diese Gründungsgeschichte erst in ihre später geronnene Form gebracht. In ihrer Jugend werden sie noch, anders als die Jüngeren, brutal mit den Bildern der Opfer, der Leiden und mit den Überlebenden wie den Toten selbst konfrontiert. Es wäre demnach genau die Spannung zwischen Pathos und Pragmatismus, zwischen präsenter Vergangenheit und sich verflüchtigender Utopie, die das Leben der ersten Nachkriegsgeneration stärker bestimmte als das der Jüngeren, für die diese Vergangenheit immer schon Geschichte und die Utopie immer schon abstrakt war. Die wichtigste Referenzgeneration der ersten Nachkriegsgeneration aber sind die Geburtsjahrgänge der 20er Jahre, die nicht nur den Großteil der Eltern, sondern auch die Mehrheit der öffentlichen Erzieher stellten. Deren historische Erfahrung ist die des schmerzhaften Bruchs von 1945. Die gebrochenen Biographien der HJ-Generation führten bei den Kindern zu gespaltenen Reaktionen: Gegenüber den Eltern praktizierten sie Loyalität und Empathie; gegen die Lehrer, die sich oft in gewaltsamer Selbsterziehung zu disziplinierten und autoritären Sozialisten gemacht hatten, setzten sie sich zumindest innerlich zur Wehr, wenn deren aggressives Potential sich gegen sie richtete.

Gemeinsame Erfahrungsmuster festzustellen, die grob auf die Jahrgänge 1945 bis 1955 zutreffen, erlaubt freilich nicht, eine Generation im emphatischen Sinne zu stiften, vor allem, weil die ersten Nachkriegsgeborenen zwar immer wieder von seiten der Politik, d. h. von oben, dafür in Anspruch genommen wurden, sich

aber als Generation selbst nie empfunden oder gar gestiftet haben. Auch meine Interviewpartner/innen sprechen kaum und wenn, dann nur beiläufig von sich als Angehörigen einer Generation. Das vorsichtige Fazit muß demnach lauten: Der Jahrgang 1949 ist Teil einer Generation, die über die Gemeinsamkeit der Generationslagerung und eines rudimentären Generationszusammenhangs nicht hinausgekommen ist. Dieser Zusammenhang selbst ist nämlich weitgehend unbewußt geblieben. Es handelt sich um eine Generation *an* sich, aber nicht *für* sich. Das verweist sowohl auf den Erfolg der Propaganda als auch auf das Scheitern: Denn der Stiftungsversuch von oben ist zwar vergeblich gewesen; aber zu einer kollektiven Verständigung im Widerspruch zu diesem Stiftungsversuch ist es auch nicht gekommen.

Geht man von einem gemeinsamen Erfahrungszusammenhang als Grundlage für Generation im Mannheim'schen Sinne aus, so stellt dieser sich nie in gleichem Maße und in gleicher Weise für alle Angehörigen der entsprechenden Altersgruppe dar. Auch im Jahrgang 1949 zeigen sich, neben zahllosen individuellen Eigenarten, strukturelle Unterschiede, deren wichtigste Elemente sich auch bei den soziologischen Untersuchungen in der DDR herausstellten: Es sind dies Geschlecht, Region, politische Herkunft bzw. Affiliation sowie soziale Herkunft bzw. Schichtzugehörigkeit. Doch lassen sich mit Hilfe zusätzlicher Quellen solche Unterschiede genauer beschreiben bzw. in ihrem Erfahrungsgehalt besser erfassen. Das trifft allerdings auf die regionalen Unterschiede am wenigsten zu. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede zeigen auf den ersten Blick wenig Überraschungen: Mädchen und junge Frauen scheinen im allgemeinen stärker anpassungsbereit an die politischen und Verhaltensvorgaben von Staat und Gesellschaft zu sein. Allerdings zeigt sich in der Jugendphase der geschlechtsspezifische Unterschied deshalb besonders kraß, weil jetzt bestimmte männlich-proletarische Vergemeinschaftungsformen und Renitenzpraktiken, die sich später abschleifen, die Aufmerksamkeit der Autoritäten fesseln. Als Ehepartnerinnen haben Frauen anscheinend mit gewisser Selbstverständlichkeit die Verantwortung für die Familienarbeit übernommen, und ihre Familienorientierung schlägt sich in entsprechenden Erzählmustern nieder. Dieses Gesamtbild eines stärker domestizierten, weiblichen Typus gegenüber dem eher renitenten und im außerfamiliären Raum aktiven männlichen Typus zeigt aber nur einen Teil der geschlechtsspezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen. Einerseits nämlich spielt der Beruf bzw. der Arbeitsplatz auch in den Biographien von Frauen eine bedeutsame Rolle, andererseits ist die emotionale Familienorientierung auch bei Männern mehrfach belegt, wenn sich das auch nicht in entsprechend angeglichenen Erzählmustern niederschlägt. Im Hinblick auf die zentrale Stellung des Arbeitsplatzes findet demnach eine Angleichung von Frauen an Männer statt, während im Hinblick auf die zentrale Bedeutung des Privaten eine Angleichung der Männer an die Frauen stattfindet.

Gegenüber dieser tendenziellen Angleichung der gesellschaftlichen Rollen und der Wertorientierungen von Männern und Frauen scheint mir die Bedeutung der sozialen Herkunft bzw. Zugehörigkeit der bestimmendere Faktor zu sein, wenn es um die Feststellung struktureller Unterschiede in den Erfahrungen des Jahr-

gangs 1949 in der DDR geht. So zeigt sich vor allem in den Jugendstudien der 60er Jahre, wie in diesem Zeitraum bestimmte biographische Entscheidungen, die häufig noch von den Eltern getroffen wurden, z. B. der Eintritt in die Erweiterte Oberschule, zu Weichenstellungen werden, die schichtspezifische Unterschiede im Hinblick auf den Grad der Teilnahme an der sozialistischen Veranstaltung DDR bezeichnen. Heike Solga hat auf die wachsende Selbstrekrutierung der „sozialistischen Dienstklassen“ verwiesen, die allerdings für den Jahrgang 1949 noch nicht voll greift¹⁵. Es kommt hier also noch zu Aufstiegsprozessen, vor allem im Zusammenhang mit dem noch weitgehend unbeschränkten Zugang zu höherer Bildung. Keine andere Kohorte weist im Vergleich einen so hohen Prozentsatz von Abiturienten und Personen mit Hochschulabschluß auf und einen so niedrigen Prozentsatz von Personen ohne Berufsausbildung wie diejenige der Geburtsjahrgänge 1951–53¹⁶. Zugleich war in den 60er Jahren, als solche Entscheidungen fielen, der damit verbundene innere Anpassungsdruck hoch. Die Spaltung zwischen denjenigen, die solche Kosten in Kauf zu nehmen bereit waren, und denen, die sich verweigerten, indem sie freiwillig und trotz aller Qualifizierungsangebote auf der unteren Stufe von Bildung und Beruf verblieben, kommt in den vergleichenden Untersuchungen, die in dieser Arbeit zitiert wurden, immer wieder zum Ausdruck und verbirgt sich dort in der Kategorie der Schulformen.

Die genannten Unterschiede setzen die oben beschriebenen biographischen Gemeinsamkeiten aber nicht außer Kraft, sondern verweisen auf die differenzierenden Erfahrungen besonders nach Geschlecht und Schicht. Für die Gründer und Führer der DDR steht die Altersgruppe der um 1949 Geborenen für eine enttäuschte Hoffnung: Der überzogene Anspruch, niemanden „zurückzulassen“, alle einzubinden und alle zu Sozialisten zu erziehen, war schon Ende der 60er Jahre gescheitert. Dabei hat dieser Jahrgang tatsächlich die günstigsten Voraussetzungen mitgebracht und die besten Chancen erhalten. Anders als die Erzieherkaste kann ich fragen, woran denn das Erziehungsprojekt „Jahrgang 1949“ gescheitert ist. Gerade in seinem Scheitern scheint es die Geschichte der DDR auf subversive Weise abzubilden. Die Unmöglichkeit der totalen Erziehung wird an denen exemplarisch deutlich, die als erste in einem scheinbar geschlossenen Erziehungsmilieu aufwuchsen; die Unmöglichkeit der totalen Disziplinierung zeigt sich gerade auch an denen, die zunächst so bereit waren, sich anzupassen; die Unmöglichkeit der totalen Mobilisierung erweist sich gerade dort, wo die Zukunftsgewißheit ursprünglich so stark war.

Der Jahrgang 1949 selbst bleibt, nachdem es die DDR nicht mehr gibt, in einem merkwürdigen Zwiespalt zurück. Aufgewachsen in den schweren Zeiten und im Pathos des Aufbaus, können sie nicht jene Ironie und spielerische Leichtigkeit aufbringen, mit denen die Jüngeren das Ende der DDR, aber auch deren Geschichte feiern. Die Erziehungsdiktatur der 60er Jahre hat andere Wunden hinter-

¹⁵ Vgl. *Heike Solga*, Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR (Berlin 1995) Tabellen S. 234 f.

¹⁶ Ebd. Tabelle S. 145.

lassen als die pragmatischen Zeiten unter Honecker. Ihnen ist so viel mehr versprochen worden, als am Ende, das für viele schon Mitte der 70er Jahre begann, eingelöst wurde. Zum nicht gehaltenen Glücksversprechen gehört, daß sie selbst den Glücksauftrag nur in Ansätzen erfüllen konnten und ihn deshalb teilweise an die Kinder weitergeben müssen. Aber ihre eigene Geschichte geht auch weiter. Für manche ist sie sogar noch immer, oder wieder, mit einem Projekt verbunden, das mehr sein soll als das eigene gute Leben. Als ich in der ersten Hälfte der 90er Jahre mit Angehörigen des Jahrgangs 1949 sprach, waren die meisten noch dabei, einige auch schon erfolgreich, ein solches Leben auch für sich selbst noch einmal zu planen, aufzubauen und einzurichten.